

Thomas Wörtche
**Berliner Literaturbetrieb.
Eine Reduktion**

Kultur ist schnell gemacht.
Aber wer macht sie wieder weg?
(P.Klocke)

I

Der Kulturbetrieb bewegt Milliarden. Film, Fernsehen, Oper, Schauspiel, Maler- und Bildhauerei, Eventkunst, Installationen, Video, Zeitungen und Zeitschriften: Das ist alles technisch aufwendig, personal- und kapitalintensiv, braucht Lati-fundien und Räume. Ohne Hightech geht kaum noch etwas. Dafür ist der Prestigewert hoch. Oder die Einschaltquote. Oder der Dekorationswert. Banken und Konzerne schmücken sich gerne mit schönen Bildern und schicken Kunstwerken. Der Geldumlauf ist ökonomisch willkommen.

Der Literaturbetrieb bewegt nur einen Bruchteil des o.a. Geldes. Der Literaturbetrieb ist nicht identisch mit seiner Branche, dem Buchverlagswesen. Das Verlagswesen nährt sich zu größeren Teilen von Ratgebern, Schulbüchern, Fachbüchern der technischen, naturwissenschaftlichen, wirtschaftlichen und juristischen Art. Dazu jede Menge Special-Interest-Themen. Selbst Bundesliganachschlagewerkefachverlage leben auskömmlich. Auch nicht Teil des Literaturbetriebs sind alle Arten von Trivial- und Heftchenliteratur und deren urheberrechtliche Hersteller: Hera Lind gehört per definitionem auf die Seiten der Yellow Press.

Nicht Teil des Literaturbetriebs sind des Weiteren die Abteilungen Sachbuch, der riesengroße Graubereich zwischen expliziter Trivilliteratur und gehobenem Schmöker: All die Ritterromane, Psychothriller, Frauenromane, Abenteuerromane, Seefahrer-Romane. Außerdem entfallen für den Literaturbetrieb ungeachtet ihrer Qualität alle Arten von Genre: Sciencefiction, Kriminalliteratur, Western, Horror mit ihren vielfältigen Subso-rtierungen.

Was bleibt, ist immer noch nicht der Literaturbetrieb.

II

Dennoch gehört schon ein starker Glaube dazu, all das, was bis hierhin übrig bleibt als «Literatur» zu bezeichnen. Reduzieren wir noch ein bisschen weiter. Sortieren wir mal alle Literatur aus, die von Leuten verfasst wird, die nicht aus den «Zentren» kommen oder andere Kriterien nicht erfüllen. Damit sind wir auf einen Schlag zum Beispiel alle US-amerikanischen Autoren und -innen los, die nicht einem eurozentrischen Literaturbe-griff huldigen.

Sie sehen, im Moment fingiere ich mal, dass es solche Kriterien tatsächlich gibt und dass sie auch noch irgendwie relevant wären. Literatur ist sowieso immer Fiktion, da darf man das.

Also raus aus so einem Literaturbegriff mit allem von George V. Higgins bis Elmore Leonard. Dazu raus mit allen hispano-phenen und frankophonen Autoren und -innen, die nicht über die nobilitierenden Zentren Madrid resp. Paris kommen. Wenn wir des Weiteren unterstellen, dass es in Schwarzafrika nicht nur ein oder zwei Schriftsteller gibt, dann fallen hier auch alle ande-ren aus unserem Rechenbeispiel. Dito Asien, dito Australien.

Damit wir uns richtig verstehen: Es geht nicht darum, dass solche Bücher nicht erhältlich wären oder nicht gelesen wür-

den. Beides ist der Fall. Es geht um «Die Literatur», die ja ein Betrieb reklamieren muss, um Literaturbetrieb zu heißen.

Nicht zur Literatur in diesem Sinne gehören auch die Figuren, die durch die Jahrzehnte zu groß geworden sind und das nicht mehr nötig haben: Günter Grass, Siegfried Lenz, tja ... und wer noch ?

III

Alles, was übrig bleibt, nennen wir den «Literaturbetrieb». Also ungefähr 1% des Gesamtvolumens Buchverlagswesen, das wiederum 1% des Gesamtvolumens Kultur ausmacht. Wenn wir optimistisch schätzen.

Allerdings gehören die darauf bezogenen und diesbezüglichen Medien dazu: Literary Pages, Bücher-Sendungen in Funk und Fernsehen, Teile der Akademie und sonstige Multiplikatoren. Rein zahlenmäßig und vom Bruttosozialprodukt her sind das größere Mengen als Primärtexte. Sie stehen für den Literaturbetrieb auf der Haben-Seite. Na also.

IV

Davon müssen wir jetzt noch alles in Abzug bringen, was sich in München tummelt, in Frankfurt am Main, in Köln, in Hamburg, in Dresden und Leipzig und in Stuttgart. Und auf dem Land und in Österreich und der Schweiz. Alles, was hauptsächlich nicht dort wurzelt, bildet dann endlich unser Thema: den Berliner Literaturbetrieb.

Das ist dann doch wieder sehr wenig.

V

Aber man darf, wie gesagt, nicht alles ökonomisch angucken. Sagen die, denen es um Ökonomie geht. Denn Autoren und -innen wollen Geld verdienen. Als Schriftsteller. Sonst könnten sie in Zirkularen für den Freundeskreis publizieren oder Zuschussverlage mit ihren Werken bereichern. Sie können sich also aus Gründen der inneren und äußeren Ökonomie nicht leisten, sich nicht in diesem schmalen Segment zu tummeln. Sie haben das, anders als Grass und Lenz, noch nötig.

VI

Man darf nicht alles ökonomisch angucken. Dennoch hat der Betrieb eine innere Ökonomie. Im Betrieb entscheiden sich die Vergabe von Stipendien, Preisen, Aufhalten etc. Eher geht das berühmte Kamel durch's Nadelöhr, als dass ein Outsider in den Genuss solcher *sinsecure* kommt. Wobei *sinsecure* das falsche Wort ist, denn auch diese kleinteiligen Summen wollen hart erarbeitet sein: durch Präsenz.

Wobei wir bei einer wesentlichen Komponente des Betriebs wären: Erarbeitung von pekuniären Zuwendungen (nicht: Honoraren) durch Eintritt in die kleine Schar Gleichgesinnter. Denn auch das ist klar: Geb' ich Dir einen Preis und Sorge dafür, dass Du in die Jury für das nächste Stipendium kommst, dann

weißt Du, was ich erwarte. Das wird nie thematisiert. Deswegen funktioniert es nur unter Gleichgesinnten. Gleichgesinnte können sich gegenseitig riechen. Deswegen haben Nicht-Gleichgesinnte da nichts zu suchen. Somit reduziert sich die Zahl der Teilnehmer noch mehr.

VII

Sie erwarten zu Recht, etwas über den Berliner Literaturbetrieb zu erfahren. Berlin ist die Hauptstadt, Berlin hat ein paar Jahre Tradition, Sie wissen schon. Berlin ist Deutschlands einzige Metropole. Verglichen mit Köln und München ist da auch was dran. Auf jeden Fall sollte Berlin anders sein. Ist es aber nicht. Berlin ist, verglichen mit Hamburg, München oder Frankfurt am Main, noch nicht mal Verlagsstadt. Aber das Verlagswesen und der Literaturbetrieb sind ja auch nicht identisch. Der Berliner Literaturbetrieb schielt nach Frankfurt. Oder Hamburg. Berliner Dependancen sind Berliner Dependancen. Der Holtzbrincksche Zentralcomputer schaltet auch die Berliner Häuser ab, wenn's in Stuttgart beliebt. Aber das hat nichts mit dem Berliner Literaturbetrieb zu tun.

VIII

Schauen wir uns den Berliner Literaturbetrieb da an, wo er eigentlich stattfinden soll. Bei lebendigem Leibe sozusagen. Zum Beispiel im Literaturhaus Fasanenstraße. Dort werden Lesungen organisiert für Autoren, deren Verlage das Geld haben, Lesungen und Lesereisen zu finanzieren. Das Literaturhaus stellt dafür gerne seine Räumlichkeiten zur Verfügung und bedankt sich dann öffentlich beim resp. Verlag, den zu bewerbenden Autor zur Verfügung gestellt zu haben.

Nebenbei bemerkt, soll man natürlich nicht einen Autor einladen wollen, der gerade nicht auf der Liste der aktuell zu bewerbenden Autoren des Verlags steht. Das heißt: Können kann man schon, man müsste ihn dann vermutlich nur selbst finanzieren und sich dann öffentlich bei dem Verlag bedanken, der den Autor zur Verfügung gestellt hat. Man soll nicht alles ökonomisch sehen, aber so ist das mit der Programmhoheit der Institutionen, die für den Literaturbetrieb da sind.

Zum Beispiel im September. Da war V. Sorokin auf Lesereise und sein Verlag (Dumont) präsentierte ihn froh dem hauptstädtischen Publikum. Herr Wiesner, der Vorsteher des Literaturhauses, freute sich denn auch, Herrn Sorokin wieder einmal in der Fasanenstraße begrüßen zu dürfen. Dito freute er sich über das Publikum. D.h. das Publikum, das Einlass gefunden hatte. Denn es kamen mehr Leute, als die Räumlichkeit beherbergen kann. Das ist aber kein Beinbruch, au contraire. Eifrige Presseassistentinnen sortierten das Publikum am Eingang aus. Solches mit Einladung und solches ohne Einladung. Letzteres musste leider draußen bleiben. Einladungen hatten solche Leute bekommen, von denen der Verlag sich werblich Schönes versprach. Also Multiplikatoren oder nach nicht genau be-

stimmbaren Wichtigkeitskriterien sortierte Leute, von denen man schließlich auch irgendetwas erwarten darf.

Um nicht den Eindruck vom Fuchs und den Trauben zu erwecken: Ich hatte eine Einladung und kann, wie hiermit geschehen, die Ereignisse multiplizieren.

Nachdem sich alle gefreut hatten (außer dem Autor, der gelangweilt auf dem Podium saß) und nachdem der Cheflektor Döring sehr freundliche Worte zur Begrüßung gesprochen hatte, leitete der Bühnenpreisträger D. Grünbein – sozusagen als *package deal* auch dabei – mit ein paar literarhistorischen Bemerkungen die Lesung ein.

Ich weiß jetzt nicht, ob entweder das Renommee eines Bühnen-Preisträgers derart hoch ist, dass man jeden literaturgeschichtlichen Unfug verbreiten darf oder ob das vorsortierte Publikum bloß höflich war – eine Qualität, auf die man bei jedem dahergelaufenen Publikum *nicht* bauen darf –, D. Grünbein jedenfalls sprach der angelsächsischen Sciencefiction und verwandten avancierteren Genres (aus deren Versatzstücken Sorokin nun mal seine provokativ-tabubrechenden-huuubuuu-Texte zusammenbastelt) jede Art von «historischem Bewusstsein» hinsichtlich der europäisch-russischen Gruselgeschichte des 20. Jahrhunderts ab. Angesichts von Autoren wie Norman Spinrad oder Thomas M. Disch oder Jack O'Connell der bare Nonsense, aber freundlicher Beifall kam auf, und es unterblieb auch unziemliches Grummeln und Zischeln. Kein Zweifel – man war unter Gleichgesinnten und mitten in der Fiktion, dass Bühnen-Preisträger vom Betrieb geadelt sind und insofern zu allem irgendetwas Kernhaftes zu sagen haben. Egal, was.

Die nicht-ökonomische Betrachtung ist in diesem Fall also fatal, denn werblich gesehen, war's ein voller Erfolg.

Wenn wir jetzt auch noch versuchen, das handverlesene Publikum nicht ökonomisch, sondern ideell zu sehen, kommen wir auf folgendes Bild: Nach den schönen Worten las ein Schauspieler (der vom netten Herrn Vorsteher ein wenig rustikal untergebuttert wurde, was dann allen ein wenig, aber nicht allzu arg peinlich war, und nachdem ein Problem mit eingeladenen oder nicht eingeladenen bzw. unabhkömmlichen, aber doch präsenten Übersetzern oder so auch zur allgemeinen Unhöflichkeit beigetragen hatte) ein paar Texte von Herrn Sorokin vor, und Herr Sorokin murmelte monoton etwas, was möglicherweise die russische Originalfassung war. Spannend fand er es nicht.

Und als später aus dem Publikum die Frage kam, ob sich Herr Sorokin vielleicht auch für das Publikum interessiere, kam in schöner Offenheit sein Eingeständnis, dass er dies nun aber ganz und gar nicht tue. Das war der wahrhaftigste Moment des ganzen Abends, denn Herrn Sorokins Körpersprache, sein Mienenspiel, seine Stimmführung – all dies konnte selbst von einem Sozialdebilen nicht mehr als Genie, Sensibilität oder Schüchternheit ausgelegt werden. Es war das pure Desinteresse an Zeit und Ort und Mensch. Auch diesem Affront applaudierte das Publikum heftig.

Das ist immerhin interessant. Denn das einzig wirklich Provokative an Sorokins Auftritt waren ja nicht seine Texte (das bisschen kraftmeierische «Buuuh!» kann in einer permissiven Gesellschaft, als welche sich die unsere gefällt, nun ernstlich nicht zu provozieren erwarten), sondern die Message an das sortierte pp. Publikum, das doch den Ruhm, die Qualität und die Person Sorokin in Kaufanreize umwandeln soll. Die Frohbotschaft aber lautete: Gehet hin, mehret meinen Ruhm, verschafft mir mein Einkommen und dafür finde ich euch zum Kotzen.

Doch, das hat was. Ganz unökonomisch betrachtet.

IX

Das wahrhaft dialektisch Entzückende an diesem Auftritt aber war, dass er formal betrachtet zwar ein Ereignis des Literaturbetriebs war, die eigentlichen Protagonisten des solchen aber gar nicht da waren. Also die Berliner Schriftsteller und -innen. Recht eigentlich betrachtet sind die nie da, wenn Kollegen und Kolleginnen aus fremden Ländern in Berlin auftreten. Präziser: Einfach so für sich auftreten. Wenn das Ganze natürlich eingebettet ist in ein etwas größeres Event – Preise, die man zwar gerade nicht selbst bekommt, aber dafür irgendwas mit Gratis-Büffet oder Abendessen oder garantierter Face-to-Face-Begegnung mit Menschen, die in der Ökonomie der Reproduktion tätig sind –, dann sieht die Sache anders aus. Aber aus «reinem Interesse»?

X

Umso erfreulicher ist das zahlreiche Erscheinen von Berliner Autoren und -innen bei Treffen auf sicherem Terrain. Sicheres Terrain ist welches, wo mit Auftreten von Öffentlichkeit, vulgo ungeladenem Publikum nicht allzu heftig zu rechnen ist. Sicheres Terrain ist da, wo Nicht-Gleichgesinnte sofort zu wittern und rauszuekeln sind. Sicheres Terrain ist da, wo man unter einem frei gewählten Thema über Dinge reden kann, die nun ganz sicher niemanden interessieren.

Auch nicht das Verlagswesen, das solche Veranstaltungen höchstens deswegen sponsert, weil wieder Multiplikatoren zugelassen sind, die den Produktnamen dann richtig in der Presse schreiben.

Ob 23jährige Jungschriftsteller, wie gerade anlässlich der hochliteraturbetrieblichen Versammlung namens «Tunnel über der Spree» zu lesen war, virtuos mit Kantscher Terminologie zu jonglieren wissen (wer, wenn nicht Fachleute mit etlichen Dezennien Kant-Studien auf dem Buckel, kann die Wertigkeit solcher Nummern beurteilen?), ist vermutlich auch dem feinsinnigsten Verleger wurscht, der darauf schauen muss, dass er seine Löhne bezahlen kann, seine Miete, seine Lizenzen und seinen Drucker. Es verbessert auch nicht Mitteleuropa, sondern vertreibt hübsch die Zeit zwischen zwei Stipendiatsentscheidungen. Hauptsache, der Diskurs ist geprägt. Bis nächste Woche.

Publikum ist bei solchen Veranstaltungen, über die auch die hauptamtlichen Berichterstatter schreiben dürfen, sie seien eine Kreuzung zwischen Spiritismus und Realsatire (K. Hillgruber im «Tagesspiegel»), höchlich unerwünscht. Denn was sollte das lesende Publikum, das, um Geld in die Kassen der Verlage und Autoren zu spülen, zwangsläufig auch aus nicht-literarischen Berufen kommen muss (also vielleicht Techniker ist oder Polizistin oder Bahnschaffner), mit solchen Exerzitien anfangen? Das aber hat Raison, denn solche Veranstaltungen sind auch nicht für sie gedacht, sondern rein «innerbetrieblich» gemeint. Über Betriebskegelabende von Möbel-Höffner allerdings kann man sich beömmeln.

XI

Und so sind wir wieder beim Unterschied zwischen Kultur- und Literaturbetrieb. Der Literaturbetrieb kann es sich leisten, unter sich zu bleiben. Er kann es sich sogar leisten, stattzufinden. Ob er stattfindet oder nicht, ist nicht-ökonomisch gesehen belanglos.

Diese Stadt tickt auch atmosphärisch keinen Deut anders, ob Büchnerpreisträger Unsinn reden oder 23jährige Jungmänner mit Kant jonglieren oder Fräuleins wunderliche Szene-Romane schreiben und unbekleidet zum Vortrag bringen.

Ökonomisch gesehen allerdings gilt das nicht: Da hat der Literaturbetrieb eine sehr sinnvolle Aufgabe. Denn er distribuiert das wenige Geld, das da zirkuliert, immerhin nach Kriterien. Auch wenn die «innerbetriebliche Persistenz», «Ubiquität», «Geschmeidigkeit» und «intellektueller Masochismus» heißen. Es sind Kriterien, die letztlich die Subsistenz für etliche Menschen aus dem «Kulturtopf» entnehmen, womit jene aus der Sozialamtsstatistik ausgeklammert werden können. Eine zivilisierte Gesellschaft kann sich solche tertiären Versorgungssysteme nicht nur leisten, sondern muss es auch dringend. Künstler nämlich, die man nicht ernst genug nimmt oder etwa nicht Künstlern lässt, haben bekanntlich schon viel Elend über die Welt gebracht. Wenn sich das verhindern lässt, sind ein paar Millionchen Literatur-Budget schnell sinnvoll amortisiert. Obwohl man wirklich nicht *alles* ökonomisch angucken soll.